

Durch die stille Sommerpracht Tiefe Brunnen hör' ich rauschen; Sternenglanz und Erdennacht Geh' ich stumme Grüße tauschen.

Was in Tages Lärm verhallt, Was verhallt im Sonnenreigen, Drängt mit dröhnender Gewalt, Sich zu heben, sich zu neigen.

Tief aus meines Wesens Grund Fühl' ich Lebensquellen brechen, Sehnsuchtsvoll, mit heißem Mund Meeresproben auszusprechen.

Und hinan zur Sternenspracht, Und herab zu ird'ischen Schranken, Klutken durch des Herzens Schacht, Erw'ar Geister Lichtabanten.

Rosen aus Seidenpapier.

Stimme nach dem Leben von Martha Strachwitz.

Sie sah bei der Lampe, an dem großen Tisch in der Ecke des Kinderzimmers. Die Kinder waren zu Bett gebracht und schliefen, die Kinderstühle nachgehoben und fortgeräumt.

Sie sah empha über einen Streifen rosenrothes Seidenpapier erblickt. Ihre abgearbeiteten, harten Finger wandten ihn geschickt um einen Draht, sie zupften hier und da, sie nahmen die Scheere zur Hand.

So sah sie über zwei Stunden lang. Ihr Abendbrod stand unberührt neben ihr auf dem Tisch. Unter ihren Händen blühten die Blumen hervor, rings um sie, an den Wänden, hinter den Bilderrahmen blühten sie, wie in einem Zaubergarten.

Und sie sah bei der Arbeit mit einem glücklichen Lächeln um den verträumten Mund, über dem die Haut in kleinen, winzigen Fältchen lag, wie ein fein gefaltetes Seidenpapier.

Rosen aus Seidenpapier! Es war lang her, daß sie welche gemacht hatte! Das letzte Mal! Ein ärmliches, kleines Zimmer tauchte vor ihr auf.

Sie war damals sechzehn Jahre alt gewesen und diente als Küchenmädchen bei einem Revierförster, nicht weit von der polnischen Grenze.

Auf der weißen Kacheldecke stand ein Kreuzifix. An den Wänden hingen ein Paar zusammengebundene, oder aus dem Kalender geschnittene Bildchen. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch und in der Ecke, hinter der Thür, ein kleiner, eiserner Ofen.

Und durch das Zimmer, nach der Ofende, humpelte ein altes, ein uralt Mütterlein, das unauffällig die weissen Lippen bewachte, während es mit den zitternden Fingern einen abgearbeiteten Rosenkranz finagelte!

Es war alt und arm und vertrackt, aber für sie war es die Stelle, wo das Leben ewig jung und reich und quappend sprudelte! — Wie es so da stand, ihr Mütterlein, in der ärmlichen Kammer und sich über die rosenrothen Blumen freute, die unter den Händen der Tochter hervorbühten!

Freilich, es waren nur künstliche Rosen, Rosen aus Seidenpapier! — Aber für das Mütterlein waren sie schöner als die schönsten, frischesten, aus dem Garten des Schlossparks, denn die Tochter schuf sie selbst, mit den harten, abgearbeiteten Händen.

Nebensal, wenn sie während ihrer langen Dienstjahre die Mutter besuchte, brachte sie ein paar Bogen Seidenpapier mit und zauberte die enge Kammer in einen Rosengarten um. Diese papiernen Rosen waren heilige Rosen der Liebe!

Und jedesmal freute sich die Mutter aufs neue, und kaunte, und konnte sich nicht satt sehen, und kam sich vor wie in einem Palast. Das gute, arme Mütterlein! Nur Noth und Entbehren hatte es gekannt, und harte, schwere Arbeit, und Krankheit und Gebet!

Auf ihre alten Tage hatte die Noth noch zugenommen! Rehn Markt für den Monat, das war ein Hungerlohn! Vier Mark kostete die Kammer, da blieben noch sechs Mark, d. h. zwanzig Pfennig pro Tag für Kleidung und Essen.

Freilich, die Schwester, die an einen Grubenarbeiter verheiratet war, gab den Kaffee und den Zucker dazu, und sie selbst, nun, sie gab alles,

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Neb., 8. September 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 26 No. 2.

was sie entbehren konnte von ihrem Gehalt, der allmählich im Lauf der Jahre auf achtzig Thaler stieg. Davon konnte sie sich auch nichts zurücklegen, die paar Groschen, die sie für sich selbst zurückbehielt, gaben ihr nur allzu schnell durch die Finger.

Und so war es gekommen, daß sie nach dreißigjähriger Dienstzeit sich auch keinen einzigen Nothroschen zurücklegen konnte!

Aber daran dachte sie nicht. Das Alter schien noch weit weg und die Angst vor der Noth hatte sie verloren. Und die Freude war ihr geblieben, daß sie ihrem Mütterlein den Lebensabend hatte ein wenig lichter machen können, dem guten Mütterlein, das seit einem Jahre schlafen gegangen war, — für immer!

Die Hände, die das Seidenpapier hielten, zitterten. Die angefangene Rose fiel auf die Erde. Der Kopf mit den kochschwarzen Haarmellen, in denen noch kein einziger weißer Faden zu sehen war, sank auf die Hände, ein trampfartiges Schluchzen rüttelte den Körper.

Die Thür zu dem Kinderzimmer öffnete sich behutsam. Die Herrin des Hauses, zu der ein dumpfer, höhnender Laut gedungen war, trat ein. Ihr forschendes Auge streifte die Kinderbetten, dann die schluchzende Gestalt unter der Lampe.

Teilnahmsvoll trat sie näher und herüber die magere Schulter der Maad. Sie war eine glatte Herrin, voll Liebe und Verständnis für ihre Untergebenen. Manchmal lag etwas in ihrer Art wie die zarte Rücksicht eines unarrecht Bevorzugten, den dieser Vorzug drückt. Sie hatte alles entwickelt und ausleben dürfen, was in ihr selbst an schönen Möglichkeiten und natürlichen Gaben lag.

Darum beugte sie sich leicht mit fast schmerzlicher Herlichkeit zu der Dienerin herab, und suchte ihr die Finger von dem tränenerfüllten Gesicht zu lösen. „Mutter, — Mutter,“ kam es in unfaßbarem Schmerz zwischen den ineinander verschlungenen Händen hervor, „sie ist todt, — sie kommt nicht mehr wieder, — nie mehr!“

Und dann klangen die Trostworte der Herrin durch das stille Zimmer, in dem die rothen Rosen leuchteten. Sie klangen banal und abgeriffen in ihren eigenen Ohren. Was konnte sie diesem Schmerz geäußert geben? — Sie, die Reiche, — der Armen? — Die tiefsten Trostworte, die sie befaß, konnte das arme Mädchen nicht fassen, und die landläufigen kamen wie eine Phrasen von ihren Lippen.

„Und sie hat nichts vom Leben gehabt, — und ich kann ihr keine Rosen mehr machen.“

Noch ein paar Worte mehr und die ganze armeliche Grinsen enthüllte sich vor den Augen des jungen, vom Leben so reich besetzten Weibes.

Dann kam wieder der Nothschrei des alternden, einsamen Dienstmädchens. „Ach tann ihr keine Rosen mehr machen, und sie hat sich immer so sehr darüber gekümmert. Keine — keine Rosen mehr!“

Wie ein dünner, scharfer Stahl schnitt es durch das Herz der jungen Frau.

Sie sah ihr eigenes Leben. — frische, blühende Rosen leuchteten an jeder Wiege, und bedeckten den Weg, den sie zu gehen hatte, — und das jener Weiden, —? Das Bild des alten, verrunzelten Weibchens trat vor sie hin, dann die Tochter, — sie kannte sie Jahre lang in ihrer treuen Arbeit und ihrer frohen, leichtlebigen Art. Sie hatte sie schäben gelernt als Dienerin und sie freute sich an den Reiten früherer Schönheit, die sich in ihr offenbarten. Dieses einfache, arme Geschöpf hatte Noththum in ihrer Seele und in ihrem Körper, und sie hatte ein farbenfrohes, sonniges Auge.

„Wenn ich als Schulmädchen die Sidnengardinen vor den Fenstern sah, wo die reichen Leute wohnten, habe ich immer gedacht, dienen muß ich sein. Und ich habe mir gewünscht, Kinder-mädchen zu sein, und ein rosenrothes, geliebtes Gnadlein in einem schönen Wagen mit Gardinen durch die Straßen zu fahren. Ach bin Kindern aut. Ach könnte sie freuen vor Liebe!“

„Und warum hast Du nicht geheiratet, wenn Du Kindern so gut bist?“

„Heiratet? — Ein armes Mädchen wie ich? — Gott bewahre mich! So dumme bin ich nicht. — Bei uns sind die Männer nicht so wie bei den Herr-

schaften. Da giebt's Senge, und oft mehr als Suppe und Brod!“

Das war es. — Sie liebte die Schönheit und die Farben, und sie hatte die Gemeinheit, — und da es ihr nicht verdammt war, in ihrer eigenen Sphäre ihre Sehnsucht auszuleben, so diente sie willig in einer Sphäre, die das an innerer Bildung und äußerem Glanze besaß, was sie ersehnte. Sie nahm es unbewußt als Symbol und freute sich an den Gütern der Anderen, wie an den künstlichen Rosen aus Seidenpapier.

Eine heiße Thräne fiel aus den Augen der Herrin und vermischte sich mit den Thränen auf den harten abgearbeiteten Fingern ihrer Maad. — Dann verließ sie geräuschlos das Zimmer und zog mit weicher, behutsamer Hand die Klinke ins Schloß. „Rosen! — rothe Rosen, — aus Seidenpapier!“

Der Regenschirm.

Humoreske von J. M e r l.

Professor Dr. Ziegenhals, der berühmte Chirurg, war ein Schiefsteuf allerersten Güte. Jede freie Stunde benützte er, um zu knallen, und wenn es gerade nichts zu jagen gab, dann stand er zuverlässig vorm Scheibenstand und verfeuerte soviel Pulver und Blei, als eben in einer bestimmten Zeit ein strebsamer Schütze aus dem Lauf zu bringen vermag.

Da er aber außerdem ein witziger und geistreicher Mensch war, der, wie nicht leicht ein Jäger, das Blaue vom Himmel herunterzulügen verstand, immer voll Schmunzeln und Schnaken steckte, auch niemals seine Schlagfertigkeit verlor oder gar aus der Fassung zu bringen war, so genoß er häufig die Ehre, Jagdgast der hohen und höchsten Herrschaften zu sein, und manches freie Wort, das einem anderen die sofortige Ungnade zugezogen hätte, verzieh man dem lustigen Manne der Wissenschaft, der so vorzüglich zu unterhalten wußte.

Einmal aber geriet er doch in eine Lage, aus der er für ihn anscheinend keine anständige Rettung gab. Und das ging so zu.

Der Herzog Friedrich hatte ihn eines Tages verständigt, daß er übermorgen eine Treibjagd auf Hirsche in seinem Revier angelegt habe. Wenn es dem Herrn Professor Spaß bereite, so könne er sich daran beteiligen.

Ziegenhals nahm die Einladung mit Vergnügen an, dieweilen es sich gerade so günstig traf, daß Niemanden es gelüfete, sich von ihm den Bauch aufschreiben zu lassen, auch seiner den Wunsch äußerte, die hörenden Rosinen in seinem Kopfe durch eine tüche Operation zu entfernen oder sonst den so beliebten interessantesten Fall darzustellen.

Also fuhr er schon einen Tag früher nach Hohenhausen in der bestimmten Absicht, vielleicht vorher eine kleine Privatbesuche bei sich verschaffen zu können, und wirklich gelang es ihm mit vieler Mühe, den Förster zu überreden, ihn Abends auf einem allerdings entlegenen Grenzgebiet pirschen zu lassen.

Der Förster knüpfte aber die ausdrückliche Bedingung daran, daß der Professor selbstverständlich den starken Zwölfer, den der Herzog sich vorbehalten habe, unter allen Umständen schonen müsse, wenn er, was freilich recht unwahrscheinlich schien, ihn zu Gesicht bekommen sollte. Der alte Hirsch steckte in einem Bezirk, der gut zwei Stunden weit entfernt war, und es ist bekannt, daß eher ein Junges seine Stammfährte wechselt, als so ein bejahrter König der Wälder seinen Stand, wofür ihn nicht die Liebe zu solcher Abschweifung verlockt.

Dazu war es indessen nicht an der Zeit. Dem Professor glückte es jedoch unter den schwierigsten Umständen, deren Erzählung als von ihm selbst stammend auf ihre Wahrheit nicht geprüft werden kann, dieses lang gedehnte und sorglich bewachte Kapitalstück, den Ruhm der dortigen Forste, mit einem herrlichen Blattschuß aus reinem Versehen in die besseren jenseitigen Jagdgründe zu befördern.

Nothgedrungen mußte er die Unglücksbotschaft noch in der selbigen Nacht dem Förster mittheilen, der natürlich halb verzweifelte und, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, namenlos groß wurde. Der Professor sah wie ein begoffener Pudel da, es war ihm selber miserabel zumuthe, denn er wußte, daß ihm der Herzog einen solchen Frevel nicht verzeihen werde, noch mehr aber ging ihm der Jammer

des Försters zu Herzen, der nicht mit Unrecht befürchtete, der Herzog werde im ersten Zorn ihm den Laufpaß geben. Und der arme Mann hatte Familie.

Der Professor beruhigte ihn zunächst mit dem Versprechen, er werde für ihn sorgen; dann setzte er sich hinter eine Flasche Bordeaux und begann, scharf zu überlegen. Er gerach sich indessen vergeblich den Kopf, es schien auch in der That schwer, sehr schwer, etwas auszubedenken, was die voraus-sichtliche Wuth des Fürsten zu mildern in stande sein konnte. Es war auch wirklich zu einfältig, daß dieses Vieh, das im starken Dämmerlicht gerade noch als Hirsch angesehen werden konnte, das er sonst zuverlässig infolge des schlechten Lichtes neunundneunzigmal unter hundert Schüssen gefehlt hätte, eben der einzige Geweihte war, der nicht getroffen werden durfte.

Nun, es war einmal geschehen und nicht mehr zu ändern; also mußte man, Gewehr bei Fuß, abwarten, was da kommen würde. Der Professor legte sich mit dieser wenig tröstlichen Einsicht schließlich zu Bett und schlief, so gut es eben gehen wollte, ein.

Er erwachte jedoch sehr früh wieder. Der Herr hatte es ihm im Traum gegeben, wie er sich vielleicht aus dieser elenden Zwidmühle befreien konnte.

„Ich gehe jetzt fort,“ sagte er zu dem Förster, „und werde dafür sorgen, daß Seine Durchlaucht den Zwölfer zu erlegen in der Lage ist. Sollte inzwischen der Herzog kommen, so hüthen Sie sich nur ja, ein Wort von der Geschichte zu schnaufen, sonst kann ich Ihnen für gar nichts gutstehen.“

„Wie machen Sie denn das? Wollen Sie ihn wieder lebendig machen?“ fragte der Förster neugierig. „Einen Schwindel merkt der hohe Herr unfehlbar.“

„Kümmern Sie sich weiter um gar nichts. Ich kurze ganz nach meiner Art,“ erwiderte der Professor. Er schob noch Verschiedenes in seinen Rucksack und ging in den Wald, indem er nur seinen Regenschirm mit sich nahm.

Dem Förster imponirte zwar die Ruhe und Gelassenheit des Gelehrten, er traute aber der Geschichte gar nicht recht, und nur die Erwägung, daß es zur Weichte und zu einem reumüthigen Fußfall immer noch genügend Zeit sei, bewog ihn, dem Herzog gegenüber nichts zu erwähnen.

„Durchlaucht,“ sagte der Professor, nachdem er, vom Forst zurückkehrend, den eben angekommenen Fürsten begrüßte, „in der hinteren Hofkammer zieht jeden Abend gegen neun Uhr ein Zwölfer über den Schlag, das ist ein Kapitaler, wie man ihn nicht leicht sieht.“

„So,“ lachte der Herzog, „der hat Ihnen wohl in die Augen geschoten! Wie? Sie haben mir ihn doch nicht etwa angeplegelt?“

„Ja,“ antwortete der Professor treuherzig, „mit was denn?“ Und er wies dem Herzog seinen mit Silber beschlagenen Regenschirmgriff vor.

„Na,“ meinte der Herzog, „Ihnen trau' ich Alles zu. Auf jeden Fall werd' ich mir heut' Abend den Zwölfer holen, sonst krieg' ich ihn nicht mehr.“

Gegen acht Uhr sah der Herzog auf seinem Büschelstuhl und lauerte auf die kostbare Beute genau an der Stelle, die ihm der Professor als die günstigste bezeichnet hatte. Und richtig gegen halb neun Uhr, es war gerade noch ein gutes Büschellicht, hörte er im Dickicht brechen und gleich darauf freckte der Zwölfer, wie wenn er sichern wollte, den Grund zwischen den Tannen heraus. Weiter trat er nicht heraus, er schien verzückt zu sein. Wahrscheinlich hatte das der Professor vorwärtigerweise gestern verschuldet. Der Herzog wartete noch ein wenig und dann schoß er. Der Hirsch war weg. Der Jäger lauerte auf ein Geräusch, es war nichts zu hören, offenbar schien der Gble im Feuer zusammengebrochen zu sein. Nach fünf Minuten wollte der Schütze vom Sitz sich erheben, als plötzlich am selben Fleck wiederum der Hirsch seinen Grund aus dem Tannendickicht herausstreckte, just, als wäre ihm gar nichts passiert!

Der Herzog war völlig baff. Was war denn das? Alle Wetter... war der Büschel taub geschossen oder täuschte ihn das Auge! So was war ihm, der doch eine große Erfahrung besaß, in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet. Er überlegte einen Augenblick, dann zog er nochmals auf

und schoß zum zweitenmal. Und wiederum verschwand der Hirsch, als hätte ihn der Blitz getroffen.

Nun ließ der Herzog wieder zehn Minuten verstreichen, dann pürschte er leise und vorsichtig auf die Schußstelle zu.

Aber nun stieg sein Erstaunen und verwandelte sich auf einen Moment in ein leises Graufen. Vor ihm lag der Kopf des Zwölfers vom Leibe abgetrennt, der fünf Schritte weiter hinten im Dickicht zu sehen war.

Na, da hörte aber doch die Weltgeschichte auf! Wie sich das zusammenreimte? Dort leuchtete im Moos eine grabe, frische Lache von dunklem Schweiß. Dem Hirsch war der Kopf abgeschnitten worden, wie es schien... und dorten? O heiliger Hubertus! Dorten funtelte an einem Stamm der silberne Regenschirmgriff des Professors, den der Herzog heute früh erst gesehen hatte.

Und nun wurde dem Herzog Alles blitzschnell klar. Der Professor hatte, so nahm er an, um sich für die Rederei zu rächen, in der Nähe gelauert, und als der Hirsch auf den ersten Schuß gefallen war, ihm den Hals abgeschnitten, der verwünschte Lasjäger, den Kopf auf eine Stange gesteckt und ihn, den Herzog, damit ins Bodshorn jagen wollen. Das war Alles ganz gut inszenirt, und wer weiß, ob man sich die Geschichte je hätte erklären können, aber daß er seinen Regenschirm stehen ließ; den weltberühmten Regenschirm des zerstreuenden Professors... das war doch über alle Maßen schlau, das war der beste, wenn auch unfehlwillige Witz, den sich der Ziegenhals jemals geleistet hatte!

Der Herzog schüttelte sich vor Lachen und lachte noch immer, als er zum Försterhaus zurückkehrte und konnte der Gesellschaft die drohlige Geschichte kaum erzählen vom witzigen Professor, der auf's Leinen ging und dabei so glorreich ins Aufsehen geriet! Der Professor selber machte eine gute Miene zum bösen Spiel und ließ sich den Abend über nach Kräften verulken, was ihm auch redlich besorgt wurde.

Am anderen Morgen aber, als er mit dem Förster wieder allein zusammentraf, brühte er ihm fröhlich lachend die Hand. „Hab' ich das nicht fein gesponnen,“ rief er. „Was? Hätte ich nicht die Zaubergeschichte erfunden und obendrein noch das mit dem Regenschirm, so hätten sich der Herzog den Hirsch näher angeschaut und wäre sofort hinter den Schwindel gekommen. Aber so hat er sich darum gar nicht gekümmert und es gar nicht erwidern können, mich dummen Kerl auszulachen, und das war gut.“

Der Förster schüttelte in stummer Bewunderung den Kopf.

„Wenn er Sie aber nun hinausgeschossen hätte?“

„Bah, wie denn? Ich lag in der schönsten Deckung — platt auf dem Bauch.“

Und nun zog er einen blauen Schein heraus und drückte ihn dem Förster in die Hand. „Für die Angst,“ meinte er. Der Förster dankte freudig, dann aber trugte er sich bedenklich sein graues Haupt. „So,“ sagte er, „so weit wären wir glücklich, aber ob wir zwei jetzt den Mund halten können... ich fürcht' alleweil, das ist noch das Allerhöchste.“

„Von meiner Seite droht nichts,“ erwiderte der Professor, „und Ihnen glaubt man's ohnehin nicht.“

„Doh!“ lachte der Waldmann und schaute den Professor so verzückt an, daß dieser hellauf lachend verschwand.

Richard Wagner und die Zahl Dreizehn.

Man pflegt ja zu behaupten, daß alle großen und berühmten Männer aberaläubisch sind. Auch Richard Wagner war von dem Wahne befangen, daß die Zahl 13 eine Unglückszahl für ihn sei. Er war zu dieser Ansicht gekommen, weil er im Jahre 1813 geboren war, und weil sein Name zusammen mit dem Vornamen 13 Buchstaben zählte. Der berühmte Dichterkomponist litt stark unter dieser Einbildung, und wenn er zur Tafel geladen war und sich 13 Personen am Tische eingefunden hatten, konnte er aufstehen und das festliche Mahl verlassen. Wie unrecht aber Wagner darin achab hat, sich vor der Zahl 13 zu fürchten, geht am besten aus verschiedenen Daten aus seinem Leben hervor. Am 13. Januar 1879 wurde „Die Walküre“ zum ersten Male in Braunschweig aufgeführt. Am 13. April 1845 vollendete Wagner die Partitur des „Tannhäuser“. Allerdings fand am 13. März 1861 die

erste Vorstellung des „Tannhäuser“ in Paris statt, die infolge von Intriquen einen unglücklichen Ausgang nahm. Am 13. Mai 1881 wurde „Die Walküre“ zum zweiten Male in Berlin aufgeführt. Am 13. Juni 1859 ging der „Tannhäuser“ zum ersten Male in Stuttgart in Scene. Am 13. August 1876 fand die erste Vorstellung des „Rheingold“ in Bayreuth statt. Am 13. November 1852 war die erste Vorstellung des „Tannhäuser“ in Wiesbaden. Am 13. Dezember 1875 wurde die Partitur des „Siegfried“ veröffentlicht.

Richtige Rede.

Ein Metzger hat einen Bäder zum Nachbar, der wegen seiner kleinen Bröckchen in der ganzen Stadt bekannt ist. Eines Tages begegnet er vor seinem Hause dem Bäder und dieser fragt: „Se, Nachbar, woher kommt Ihr?“

„Ich hab mer bei Euch e halbes Dugend Brötle lauft.“

„Na, wo habi Ihr sie denn?“

„Unter der Kapp — do hent seBlas genua!“

Der Bäder scheid den Spott ein, nimmt sich aber vor, bei passender Gelegenheit Rache zu üben.

Kurze Zeit darauf fragt der Metzger den Bäder auf der Straße: „No, Moischer Bäder, wo kommt Ihr her?“

„Reht alaubt der Bäder den günstigen Augenblick zur Rache gekommen und sagt: „Ich komm aus Eurer Metzgerei — ich hab mir an Kolbstopf lauft!“

„Na, wo hent Ihrn no?“ fragt der Metzger.

„Unter der Kapp,“ sagt lächelnd der Bäder und schreitet veranlaßt ob seiner gelungenen Rache von dannen.“

Der gestörte Preischor.

Vom Rhein wird uns geschrieben: Der Männergesangsverein eines kleinen rheinischen Ortes hatte zum Gesangsweitspiel geladen. Unter anderen kam auch ein Verein, dessen Mitglieder sich in wochenlangen Proben auf das große Ereigniß vorbereitet hatten. Im Bewußtsein des sicheren Sieges betreten die wackeren Sängersmannen die Bühne. Tiefe Stille tritt ein. „Schäfers Morgenlied“ soll erklingen. Dreißig Lippenpaare öffnen sich und — ein brausendes Geräusch durchdringt den Zuschauerraum. Die Sängerschaar steht ganz verduht und will auf's neue beginnen. Das gleiche Geräusch. Da wird dem Dirigenten die Lufte klar. Jeder der Sänger hatte sich kurz vor dem Auftreten an — B l a u b e r e n gültlich gethan und natürlich die Spuren davon auf dem „Sängermund“ zurückbehalten, was einen unbeschreiblich komischen Eindruck machte. Mit der Stimmung war es natürlich vorbei und mit dem ersten Preis auch.

Der einzige Ausweg.

Herr Alois Purzelberger liest beim Morgenkaffee seine Zeitung und entdeckt im lokalen Theil eine Notiz, welche nicht mehr und nicht minder besagt, als daß er selbst, Herr Alois, vorgestern Nacht das Zeitliche gesegnet habe. Wutentbrannt wirzt er nach dem Zeitungs-bureau und läßt sich beim Redakteur melden:

„Sie bringen in der heutigen Nummer die Nachricht, daß der hochverdiente Mitbürger Alois Purzelberger gestorben sei; diese Nachricht ist unwahr!“

„Zügeln Sie Ihre Worte,“ erwidert der Redakteur, „in meiner Zeitung hat seit ihrem Bestehen noch nichts Unwahres gestanden.“

„Ich bin selbst Alois Purzelberger!“

„Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?“

„Zawohl.“

„Das thut mir leid, oder vielmehr, es freut mich um Ihre Willen; Seien Sie doch froh, daß Sie leben!“

„Ich verlange aber ein Dementi in Ihrer Zeitung.“

„Mein Blatt dementirt sich niemals: es widerspricht dies den Grundfäßen unserer Geschäftsleitung, und ich werde auch in diesem Falle nicht davon abweichen.“

„Dann werde ich Sie auf Grund des Pressgesetzes dazu zwingen.“

„Sie werden nichts durchsehen. Widerrechtlich ist nicht. Aber ich will in anderer Weise zur Klarstellung Ihrer Angelegenheit beitragen. Ich werde Sie in der nächsten Nummer unter den Reuegebornen mit aufführen!“

Ein kleiner Schlaupf.

In Ermahofen (Mittelfranken) hatte der Lehrer angeordnet, daß die kleinen Schüler am Montag früh in der Schule frische Taschentücher vorzeigen müssen; er hatte seine leicht begreiflichen Gründe dazu. Da bringt nun ein Junge ein altes und ein frisches Sacktücher zum Vorschein. Auf die Frage des Herrn Lehrers, was es denn mit dem alten Taschentuch für eine Bewandniß habe, antwortete der kleine Knirps dem der Unterschied von „Sie“ und „Du“ bisher nicht beigebrungen war, schlagfertig: „Dös weiße is Dir, un da nei schneuz i mi, va stegst?“